

Selbstgespräch, spät nachts.

– Über Gedichte, Lyrikjahrbuch, Grappa. –

Das erste von Ihnen herausgegebene Jahrbuch der Lyrik ist 1979 bei Claassen, das neueste und elfte soeben bei Luchterhand erschienen, was hat sich in der Lyrik in diesen 13 Jahren verändert?

Ich habe graue Haare bekommen, mir eine Menge Feinde gemacht – und ich lese mittlerweile ganz anders.

Wie, anders?

Nach ca. 30 Minuten Lektüre in den eingesandten Manuskripten überkommt mich heute eine geradezu lähmende Niedergeschlagenheit, und ich kann mir nicht mehr vorstellen, in den beängstigend hohen Manuskriptbergen je auch nur ein einziges vertretbares Gedicht zu finden. Früher trat dieser Zustand erst nach mehreren Tagen ein.

Was tun Sie dagegen, denn immerhin soll das Jahrbuch ja pünktlich ausgeliefert werden?

Heute laufe ich schon beim ersten Gedicht, das mit „Sitzend vorm / Blatt Papier / setz ich dies / Gedicht als Spur von / mir in seine / weiße Fläche“ in die Küche und suche nach der Grappa-Flasche, früher habe ich immerhin fünf Gedichte dieser Sorte gebraucht.

Soll das heißen, daß die Gedichte seit 1979 so viel schlechter geworden sind?

Nein, das wäre ungerecht, es gibt nach wie vor einige ausgezeichnete Lyrikerinnen und Lyriker, aber es werden offenbar noch mehr Gedichte geschrieben als früher, und die Leute trauen sich heute mehr als früher, Redakteure, Lektoren und Jahrbuchherausgeber mit ihren Hervorbringungen zu beschicken. Hinzu kommt, daß sich mein Blick, mein Verständnis dessen, was ein, sagen wir in aller Vorläufigkeit erst mal: vertretbares Gedicht sein könnte, arg verändert hat. Als ich 1979, im Nachwort zum *Claassen Jahrbuch der Lyrik 1* schrieb, daß „uns im Zweifelsfall der Aufnahme eines Gedichts die Förderung und Ermutigung des Autors manchmal wichtiger war als die Stichhaltigkeit in bezug auf Qualität“, war leider kein Grappa im Spiel, und auch mein damaliger Mitherausgeber Harald Hartung, selbst ein veritabler Lyriker und Lyrikkritiker, hat mir diesen Satz nicht aus dem Manuskript gestrichen. Harald, da haben wir kriterienmäßig ziemlich danebengehaun! Und ziemlich Schreckliches angerichtet, von einigen peinlichen Gedichten im *Jahrbuch* mal ganz abgesehen...

– ? – ? –

Wir müssen offenbar tatsächlich geglaubt haben, man könne, man müsse Autoren, in deren Manuskript wir plötzlich über eine brauchbare Zeile stolperten, ermutigen, anspornen, durch Gedichtabdruck im *Jahrbuch* fördern. Viel schlimmer aber waren die Folgen unserer gutgemeinten Herausgeberblödeheit: dichtende Studienräte hängten ihren A-13 Job an den Nagel, um sich als Stadtschreiber und Stipendiaten in Neuperlach, Holzminden oder

Kaiserslautern zu bewerben, Karl Krolow mußte in einem Vorort von Darmstadt untertauchen, weil ihn immer mehr Lyrikerinnen um ein Vor- und Nachwort für ihr selbstverlegtes Gedichtbändchen angingen und/oder eine Rezension erwarteten, und Wolfram Schäfer vom *Deutschen Literaturfonds* mußte sogar noch nach Feierabend im berüchtigten Darmstädter Schloßkeller weiterlesen, um die Anträge auf ein Jahresstipendium fristgerecht zu bewältigen. Ganz zu schweigen davon, daß wir mit unserer „Ermutigung“ vielen zu einer handfesten Lebenslüge verhalfen: die Briefköpfe mit der Berufsbezeichnung „Lyriker“ oder, noch schlimmer, „freier Schriftsteller“ nahmen epidemisch zu, die Künstlersozialversicherung in Wilhelmshaven weiß ein Lied davon zu singen.

– *Weil auf einmal so viele „freie Schriftsteller“ der Kranken- und Rentenversicherung der Künstlersozialversicherung beitreten wollten, mit einem einzigen Gedicht im Jahrbuch der Lyrik in der Bibliographie?*

Und 5 Aphorismen auf der „letzten Seite“ der SZ-Wochenendbeilage, ja. - Als ich mir endlich eingestand, was ich schon lange wußte, daß ich – obwohl ich selbstredend gegen Waldsterben, Turboschweine und Genversuche an der gemeinen Hausmaus bin – Gedichte gegen Waldsterben, Turboschweine und Genversuche an der gemeinen Hausmaus ganz gräßlich finde, weil sie nur zustimmendes Nicken einfordern, mich als Leser also nur bestätigen und nie verunsichern, sprachlos machen, zum Überdenken liebgewordener Überzeugungen zwingen, wurden die Jahrbücher dünner, facettenreicher, schwerer zugänglich. Einige Autoren wurden nicht mehr um neue Gedichte gebeten, andere verstanden die Ablehnung ihrer Manuskripte nicht und beklagten sich, das *Jahrbuch* werde zunehmend elitärer. Wenn elitär meint: die Anstrengung, das Unsagbare sagbar zu machen mit den Mitteln und spezifischen Möglichkeiten des Gedichts, dann ist das *Jahrbuch* als sich von Jahr zu Jahr fortschreibende Anthologie deutschsprachiger Gegenwartsliteratur auf dem richtigen Weg.

Was Sie eingangs sagten, klingt weniger enthusiastisch. Warum machen Sie diese Herausgeber-Arbeit überhaupt?

Weil ich erstens gerne Gedichte lese und zweitens die Institution *Jahrbuch der Lyrik* immer noch für sinnvoll und wichtig halte, um dort neue Autoren vorzustellen und die bekannteren mit neuesten Gedichten schnell zugänglich zu machen. Wenn ein paar Gedichte im *Jahrbuch* Sprache oder besser: Bilder finden für Zustände, Empfindungen, Sachverhalte, die ich allenfalls gespürt oder geahnt habe, aber nicht in einem Begriff oder Bild bewußt zu fassen bekam, dann ist dieser Bewußtseins-Zugewinn die Herausgeber-Arbeit allemal wert. Ein gelungenes Gedicht – und darüber, was das denn ist, müßte noch ausführlicher gesprochen werden – reagiert jenseits der eingefahrenen Denkbahnen auf Zeit, Epoche, Gegenwart, Existenz; mit seinen spezifischen Möglichkeiten (die kein anderes Kunstwerk „ersetzen“ kann) bringt es etwas – einen Zusammenhang, ein Gefühl, einen Sachverhalt, etc. – ins Licht der Sprache, selbst wenn es dunkel und erst noch mit einem Vor-Bewußtsein, mit einer Ahnung von etwas daherkommt.

Klingt gut, aber relativ abstrakt. Wie paßt nun aber zu so viel Erkenntniseuphorie, daß Ihr letzter Jahrbuch-Herausgeber Thomas Rosenlöcher nach der Lektüre von zwei Dritteln der

eingegangenen Manuskripte „im Zustand völliger Zerknirschung vollkommen ratlose aufgeben wollte? Zitat Rosenlöcher: „Schlimmer als Kies schaufeln“.

Recht hat er. Vieles, ach was, sehr vieles, das meiste in diesen enormen Manuskriptbergen, die jedes Jahr auf uns niederkommen, ist entweder handwerklich ziemlich schlecht oder, noch schlimmer, von einer donnernden Unscheinbarkeit, wenn Sie mir diese sprachliche Entgleisung gestatten. Besonders die unaufgefordert eingesandten Manuskripte mit dem „freien Schriftsteller“ im Briefkopf können einem tatsächlich die Sprache verschlagen, und nach einer Stunde Lektüre überkommt einen das dringende Bedürfnis, lange zu duschen. Oder eben in der Küche nach der Grappa-Flasche zu suchen. Nur: zur Spitze des Eisbergs gehört eben auch der Eisberg, und den armen Rosenlöcher haben dann gottseidank Gedichte wie die von Jürgen Becker oder Rolf Haufs oder Walle Sayer aus seiner Zerknirschung geholt. Leider lagen sie ziemlich weit unten im Stapel. Erschwerend kommt hinzu, und das macht die Durchsicht der Zusendungen oft so deprimierend, daß mittlerweile offenbar mehr Leute Gedichte schreiben als lesen.

Na, na!

Nichts na, na! Doch, doch! Wenn man sich fragt, woher viele den Mut nehmen, ihr schönstes Ferienerlebnis oder die weinerlichste Tagebucheintragung zum Gedicht zu verarbeiten, und das heißt: ohne Kenntnis von nix loszudichten in der Annahme, die kürzeste literarische Gattung sei auch die einfachste, und dann dazu eine durchschnittliche Gedichtband-Auflage (800 Exemplare), die *Jahrbuch*-Einsendungen (600 Manuskripte pro Jahr) und die relativ hohe verkaufte Auflage des *Jahrbuchs* – „Bin ich diesmal drin?“ – (4.500 Exemplare) in Beziehung setzt, ergibt sich daraus ein Verhältnis von Gedichtschreibern zu Gedichtlesern von derzeit etwa 9:1. Das hat der aus Dresden (immerhin Zentrum der „Sächsischen Dichterschule“) stammende Thomas Rosenlöcher natürlich sofort gemerkt...

Könnte man die vielen Einsendungen nicht auch, weniger hochnäsiger, als Erfolg, als Echo bewerten - das Lyrikjahrbuch als Anreger?

Schön wär's! Wenn das *Jahrbuch* tatsächlich aufmerksam gelesen würde, müßte sich doch allmählich ein Bewußtsein dafür herstellen, wie das Selbstgemachte zum Gelesenen steht. Man geht doch auch nicht durch eine Twombly-Ausstellung und sagt, diese Krakel, die krieg ich auch noch hin! Aber gut, auch diese merkwürdigen Mißverhältnisse gehören zu einem solchen Projekt dazu (und die Lektüre dieser Gedichte in größeren Mengen, das ist tatsächlich wie Kies schaufeln). Schwierig wird die Sache im Umgang mit den Autoren, die sich in ihrem Handwerk auskennen und Gedichte schicken, die ordentlich gearbeitet sind, aber mausgrau, ohne Stachel und wirklichen Gedanken, ohne besonderen Blick, und ohne daß etwas sichtbar, spürbar würde, was nicht auch in einer Tagebuchnotiz, in einem Notat, einem Artikel sagbar wäre.

Ist das Ihre Definition eines Gedichts oder, wie Sie vorhin meinten, eines gelungenen Gedichts?

Ich hab's befürchtet, die Gretchenfrage. (Seufzt). Da heute eine normative Ästhetik nicht mehr denkbar ist, muß die Vorstellung dessen, was das berüchtigte „gelungene

Gedicht“ denn ausmache, notwendig allgemein bleiben, und diesen Gemeinplatz muß ich wohl nicht weiter erläutern. Ganz formelhaft: das Gedicht hat als Gattung besondere, spezifische Möglichkeiten, etwas zwischen und hinter den Wörtern assoziativ heraufzuholen, durch Wortstellung, Zeilenbruch, Rhythmus, Aliteration etc. spürbar zu machen, wofür es keinen Begriff gibt, oder nur einen, der zu eng, zu eindimensional, zu dürr wäre. Ein Bild kann im Gedicht fast immer mehr leisten als der Begriff: Die Beschreibung eines Zimmers zum Beispiel kann mehr und vielschichtiger Auskunft geben über seinen Bewohner als dessen unmittelbare Beschreibung. Kann, muß nicht – denn natürlich kommt es immer darauf an: Wie ist das gemacht, wie umgesetzt, ins Bild gebracht? Wenn man ein Gedicht auf einer begrifflichen Ebene ganz erschließen kann, wenn für alle literarischen Mittel und Techniken auch ein präziser Begriff stehen kann, ist das Gedicht als Gedicht überflüssig. Was nicht heißt, ein gutes Gedicht müsse raunen, dunkel bleiben, im Gegenteil: es versucht einen komplexen Sachverhalt mit seinen Mitteln zur Sprache zu bringen. Das ist das ganze Gegenteil vom Poetern, das einen an sich klaren Sachverhalt (oder Gegenstand) „einkleidet“, synthetisch verdunkelt, nur scheinbar mit Bedeutung auflädt.

Darin liegt wohl das größte Mißverständnis: Poetern hat mit dem Gedicht, mit Dichtung wenig zu tun, aber der Unterschied ist mit wenigen Sätzen schwer verständlich zu machen. Das Grappa-Glas vor mir kann Anlaß zu einem Gedicht sein, aber wohl kaum sein wesentlicher Inhalt, das ist der Unterschied. Wer das Grappa-Glas zum Inhalt des Gedichts macht und kaum mehr zu sagen hat, als daß es vor ihm steht, hat von den Möglichkeiten des Gedichts wenig begriffen – oder er ist besoffen.

Mit solch ästhetischer Unterfütterung müßte die Jahrbuch-Auswahl der Gedichte doch ein leichtes sein?

Jein. Die Schwierigkeit ist nicht der Berg von Unsäglichkeiten, durch den man sich fleißig nagen muß, bis man ganz pelzig ist im Kopf. Schwierig ist zum einen der Umgang mit den Gedichten, die „ordentlich gearbeitet“ sind, aber auf merkwürdige Weise blaß und matt, und noch ratloser werde ich bei den Gedichten, denen man mit keinem ästhetischen Besteck gerecht wird, die man nicht zu fassen kriegt. Sicher bin ich mir nur in einem: ob ein Gedicht etwas taugt oder nicht, hat zuallerletzt etwas mit Geschmack zu tun, auf den sich viele beim Umgang mit der Lyrik so gern herausreden. Es ist kein Zufall, daß meine jeweiligen Mitherausgeber (die immer selber Lyriker sind) – bislang Harald Hartung, Christoph Meckel, Rolf Haufs, Gregor Laschen, Ursula Krechel, Elke Erb, Jürgen Becker, Friederike Roth, Karl Mickel, Thomas Rosenlöcher (und demnächst Robert Gernhardt) – alle, so verschieden sie jeweils sind und schreiben, zu etwa 90 Prozent die selben Gedichte ausgewählt hatten wie ich. Tröstlicher Gedanke: daß es also etwas gegeben haben muß an diesen Gedichten, das sich als Qualität beschreiben ließe (gleichgültig, ob einem dies im Moment der Lektüre bewußt ist oder nicht).

Und trotzdem: je länger ich mich mit Gedichten beschäftige, je öfter ich mich mit mir nachts über Gedicht und Gedichte unterhalte, desto mehr merke ich, daß der theoretische Zugriff (zum Beispiel auf die nachstehende „Tomate“ von Michael Donhauser) nie das ganze Gedicht zu fassen bekommt. Bachs Solopartiten sind ja auch nur schwer zu beschreiben –.

Christoph Buchwald, Sprache im technischen Zeitalter, Heft 122, Juni 1992